



# Ein Haus aus klingendem Glas

Die Zeitgenössische Oper Berlin erprobt am Hauptbahnhof das Musiktheater der Zukunft

von Dorte Lena Eilers

**D**ie Oper ist nicht für jeden zu haben. Alexander Kluge sagt: Die Oper ist geizig. Verschanzt hinter dicken Mauern, dringt von drinnen kaum etwas nach draußen. Ihr Gebäude, so Kluge, sei da wie ein Tresor, das Wahre, Gute, Schöne sei vor der Außenwelt sicher, und auch die bürgerliche Gesellschaft fühle sich hier recht wohl. Ein Gegenentwurf dazu sei der Londoner Kristallpalast. Gebaut aus Glas, habe jeder hier Einblick, und auch das Drinnen könne ungehindert nach draußen dringen. Ja, ein solches Gebäude, so Kluge, könne er sich durchaus als Opernhaus der Zukunft vorstellen: „ein Haus aus Glas, aus klingendem Glas“. Eine schöne Vision. Nur: Wird dann auch die Musik nach Zukunft klingen?

Es ist spät geworden auf Ebene E, und ruhiger auch, der große Ansturm der Reisenden ist bereits vorbei. An der Brüstung der provisorischen Bühne stehen drei Jungs mit Bier und wackeln mit den Köpfen. Um was soll es hier gehen? „Ach, die Liebe“, sagt eine ältere Dame, während ihr eine andere linkisch über die Schulter schießt, „was für eine Qual. Ich habe mich immer gefragt, wo er ist, wenn er nicht da ist. Und eines Tages kam dann tatsächlich alles ans Licht.“ Hier stoppt das Video und Musik setzt ein, quälend zart und schwebend, Madrigale von Gesualdo, einmal

wild durch den Computer gedreht. Es zirpt und säuselt. Da stauen die Jungs und vergessen ihr Bier.

Die Oper, müsste man Kluge ergänzen, hat, wenn es um ihre Zukunft geht, genau genommen ein doppeltes Problem. Sie verschanzt sich nicht nur hinter dicken Mauern, sondern spricht auch selten die Sprache unserer Zeit: kaum ein Werk des 20. Jahrhunderts im Repertoire, kaum eine Uraufführung eines noch lebenden Komponisten. Doppelt kühn ist deshalb, was die Zeitgenössische Oper Berlin (ZOB) seit drei Jahren wagt: Sie nimmt gleich beide Probleme in Angriff. Ganz lässig. Die ZOB nämlich spielt mitten in der Stadt, im Kristallpalast des Berliner Hauptbahnhofs, zwei Wochen lang im Sommer, zwei Wochen lang moderne Musik.

„Ankunft: Neue Musik“ nennt sich dieses Festival, das auf Initiative der Kulturstiftung des Bundes im Berliner Netzwerk ohrenstrand.net entstanden ist. Ein Name, der gewollt resolut klingt, will doch die ZOB genau das, was der Titel verheißt: endlich ankommen mit der Neuen Musik, und zwar genau dort, wo das Leben pulsiert. Gegründet von dem Regisseur Andreas Rochholz und dem Banker Klaus Heiliger, mischt die kleine Freie-Szene-Truppe, zu der später noch die Regisseurin Sabrina Hölzer, der Dirigent Rüdiger Bohn und die PR-Managerin Barbara Gstmayr hinzustießen, bereits seit 15 Jahren die städtische Opernlandschaft gründlich auf. Denn was herkömmlichen Opernhäusern Puccini und Wagner, sind bei ihnen Adriana Hölszky, Morton Feldman und Qu Xiao-



**Oper muss nicht geizig sein – Das Festival „Ankunft: Neue Musik“ am Berliner Hauptbahnhof spielt für jeden, der vorbeikommt.**

Fotos <http://berlinhauptbahnhof.wordpress.com> (l.) / KADMOS Produktion

song: ein Repertoire, das gepflegt werden muss. Nur eben eines, das der Zeit von 1945 bis heute entstammt – in vielfältigster Form. John Cages „Europera 5“ zum Beispiel, aufgeführt 1999 im Hebbel-Theater, basiert statt auf einer streng einzuhaltenden Partitur auf verspielt aleatorischen, also vom Zufall bestimmten Strukturen, selbst die Aktionen der Sänger werden so dirigiert – mittels eines uralten chinesischen Orakelbuchs. Für Mauricio Kagels „Eine Brise“ wiederum radelte die ZOB in einer „flüchtigen Aktion für 111 Radfahrer“ singend, klingelnd und pfeifend über die Berliner Stresemannstraße, platzierte Kagels „Tribun“, eine Sprachsua da über rhetorische Manipulation und Macht, in einer Sitzung des Kulturausschusses des Deutschen Bundestags und drehte 2007 im noch nicht erschlossenen und daher mächtig zugigen Kraftwerk Mitte die Filmoper „Kroll“. Dort wird in dieser Spielzeit auch die Staatsoper zu Gast sein, mit einer Oper von Luigi Nono, freilich unter nun beheizten Bedingungen. Klar, Pioniergeist, meint Andreas Rochholl lächelnd, darf natürlich auch ansteckend sein.

Dennoch ist die ZOB mit diesem Programm bisher einzigartig im deutschsprachigen Raum. Für Rochholl nicht nur in künstlerischer Hinsicht eine fragwürdige Situation. „Wir verkünden in unserer demokratischen Welt immer und überall den Pluralismus“, sagt er. „Und gleichzeitig fließen 95 Prozent der staatlichen Fördergelder für Musik in den klassischen Bereich.“ Da müsse man sich schon einmal fragen, was das über die Tiefenpsychologie einer Gesellschaft aussage. Er selber vermutet: eine nicht zu brechende Dominanz der Glückseligkeit.

Andreas Rochholl, der selbst einmal drei Jahre lang im „Bunker“ der Wiener Staatsoper gearbeitet hat, liebt es, unbequeme Fragen zu stellen und diese anderen frech in den Weg zu werfen. Als zum Beispiel vor ein paar Jahren die Hauptstadt unter der Diskussion um Kosten und Nutzen der drei Berliner Opernhäuser

ächzte, platzten er und sein Team mit der Idee in die Debatte, ein neues Haus zu errichten, für die ZOB. Multifunktional, multimedial und multiperspektivisch sollte es sein, ein Zentrum für das Musiktheater der Zukunft eben. Denn sollte es bei dieser Diskussion nicht vorrangig darum gehen? Ohne die Antwort abzuwarten, schleusten sie flink Entwürfe in die Presse und verkündeten auch gleich ihren Wunschstandort. Das neue Haus nämlich sollte direkt am Humboldthafen liegen, dort also, wo sich einst Ost und West berührten und sich heute dank der Deutschen Bahn Hunderttausende Menschen aus allen Himmelsrichtungen kreuzen. Ein Transitraum, wie geschaffen für das künstlerische und eben auch immer politische Programm der ZOB. „Pluralität“, sagt Andreas Rochholl, „bedeutet, dem Fremden zu begegnen. Einem fremden Menschen oder auch einer fremden Musik.“

Dass einem dieses Fremde nun ganz unpräzise und ohne Besserwisserei am Berliner Hauptbahnhof entgegentritt (für den Neubau gab es damals natürlich kein Geld), ist ein weiterer Aspekt, der Rochholls Vision einer Oper der Zukunft stützt. Jedoch auch ein Punkt, an dem sich das langjährige Künstlerduo der ZOB – deren Truppe sowieso bereits geschrumpft war – trennte. Während Sabrina Hölzer schon seit 2010 im Sendesaal des Berliner Funkhauses, einem auratischen Gebäude, das die Geschichte von dreißig Jahren DDR-Radio atmet, Musiktheaterprojekte im lichtlosen Raum realisiert („Ich möchte dem seit Adornos Kritik oftmals sehr kopfigen Musiktheater sinnlich-körperliche Erfahrungen entgegensetzen“, sagt sie), finden Rochholls Opern mitten im turbulenten Leben statt und müssen sich erst einmal die Aufmerksamkeit erkämpfen, ohne aber ihren eigenen Kunstan spruch zu banalisieren. Im Gegenteil: Auch hier stehen komplizierte, oft sperrige Werke auf dem Programm, die sich wie in einer Komposition von Cage in genau jenen Bereich zwischen Alltagsklang und Kunstmusik schleichen, wo irisierende Inseln aus Bild und Ton entstehen.

„Wie quälst du mein Herz?“ ist eine dieser Inseln, entstanden während des interdisziplinären Workshops operare, in dem die ZOB mit Musikern, Komponisten, Tänzern, bildenden Künstlern und Kulturmanagern alle zwei Jahre Oper ganz neu zu denken versucht. Diesmal also Eifersucht, die hässliche Kehrseite der Liebe. Ganz große Oper – und doch mitten aus dem Leben. Einer setzt sich in den Zug und ein anderer ist allein. Das Quietschen der Waggons liefert den Grundsound zu diesem Stück, bei dem zuhören kann, wer mag, und wer nicht, dann eben nicht. Darin ist die ZOB ganz demokratisch.

Für Berlins viertes Opernhaus im Hauptbahnhof muss kein Besucher bezahlen, wer vorbeikommt, kann bleiben. Und es sind viele, die dies nutzen. Rechts eine Familie aus Ankara, links eine Gruppe aus Spanien. Ein junger Mann postet nach Baku, ein anderer an die Freunde in Freiburg. Bunt wie die Gesellschaft ist auch das Publikum dieser Oper. Bunt und unberechenbar – damit muss man rechnen. Mit dem Betrunkenen, der durch die Szene stolpert, dem Halbstarcken, der kurz ins Klavier glotzen will, dem Ladenbesitzer, der protestiert. Die ZOB bleibt freundlich und setzt sich allem aus. Ein Wagnis, zumal hier tatsächlich nicht jedes Werk funktioniert. Ein Gewinn, finden Alltag und Kunst zusammen. Für die nächste Oper, „Marco Polo“ des chinesischen Komponisten Tan Dun, hat Andreas Rochholl nun schon einen weiteren Spielort im Auge: den Flughafen Schönefeld. Ein weiterer Kristallpalast. //